



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutschland in französischer Beleuchtung. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Einblick in das Finanzgebahren der Regierung zu verschaffen. Man vergesse nicht, zu beachten, daß außer dem Reichskontrolleur, dem Finanzminister und dem Volkswirtschaftsdepartement des Reichsrats in Rußland noch niemand ein Reichsbudget in seinen Einzelheiten gesehen hat. Hier gilt es zunächst zu lernen, was eigentlich hinter dem so oft bezweifelte Bericht des Finanzministers steckt. Ferner sind die ruhigen Kommissionsitzungen das beste Mittel zur Erhaltung der Duma, solange es den Politikern als notwendig erscheint. Denn das wird wohl niemand den Kadetten zu glauben brauchen, daß sie die gegenwärtige Duma fünf Jahre erhalten wollen! Es wird somit von der allgemeinen politischen Lage in Rußland und von der Bereitwilligkeit der Regierung, den Kadetten entgegenzukommen, abhängen, ob das Budget in der zweiten Lesung im Plenum angenommen werden wird oder nicht. Die Regierung braucht das Budget für das Ausland, darum ist das Budget auch der Punkt, auf den die Volksvertretung zur Erreichung von Vorteilen drücken kann. Sie wird es tun, aber in einem Augenblick, der der Regierung nicht passen wird. Diese Perspektive ist es, die meines Erachtens Männer wie Professor Martens veranlaßt, für eine sofortige, von der Entscheidung des Budgets unabhängige Auflösung der Duma einzutreten.

St. Petersburg, den 5./18. April 1907



Deutschland in französischer Beleuchtung

1



Am 25. Oktober des Jahres 1874 vermerkte Fürst Chlodwig Hohenlohe in seinem von der deutschen Publizistik noch immer viel zu wenig gewürdigten Tagebuche, der Kaiser habe ihm gesagt, die Franzosen seien ungezogene Kinder, die man mit Güte nicht gewinnen könne, und die immer in Schrecken gehalten werden müßten. Das trifft auch heute noch zu und sollte als goldne Regel bei allen offiziellen Äußerungen an die französische Adresse immer beherzigt werden. Allerdings wird jeder Deutsche, der längere Zeit in Paris lebt und zu gebildeten Franzosen in nähere Beziehungen tritt, die Erfahrung machen, daß diese nie von Revanche sprechen und eine Freundschaft mit Deutschland herbeisehnen, aber diese an sich gewiß richtigen Beobachtungen dürfen uns nie über die Tatsache hinwegtäuschen, daß im Ernstfalle stets die Chauvinisten die große Menge mit sich fortreißen, und daß uns nur unser unnachahmliches Heer vor einem erneuten gallischen Überfall geschützt hat. Die edle Liebenswürdigkeit unsers Kaisers bei so vielen Gelegenheiten des französischen Lebens hat unzweifelhaft die deutsch-französische Annäherung einen großen Schritt weitergeführt, und die

Möglichkeit einer Entente ist eine Idee, die von vielen Politikern beider Länder mit Recht betont worden ist. Da jedoch alle unsere amtlichen und außeramtlichen Bemühungen zu keinem greifbaren Resultat geführt haben, ist jetzt der Augenblick gekommen, wo wir unserm nationalen Selbstgefühl etwas vergeben würden, wenn wir uns weiter abmühen wollten, Frankreich durch Güte für uns zu gewinnen. Die Initiative zu jeder deutsch-französischen Entente kann vielmehr jetzt nur noch von Frankreich ausgehen, und wir müssen es ruhig abwarten, bis es so weit kommt, eingedenk des schönen Sprichworts: *Tout arrive à point à qui sait attendre!*

Es ist unzweifelhaft eine der wichtigsten Regeln aller Diplomatie, die von Bismarck oft hervorgehoben worden ist, künftige politische Bündnisse des eignen Landes niemals aus dem Auge zu verlieren, sie nie als Unmöglichkeiten zu behandeln oder eigenmächtig zu solchen zu machen. Das japanisch-englische Bündnis ist ein Schulbeispiel dafür. Wer hätte es in der Tat noch vor wenig Jahren für möglich gehalten, daß sich ein so ausgesprochenes Herrenvolk wie die Engländer mit einem Volke der gelben Rasse verbünden würde? Und trotzdem ist das Unerwartete Wirklichkeit geworden. Ob es ein weiser Schachzug der von der deutschen Presse so bewunderten britischen Diplomatie war, kann nur die Zukunft lehren. Die Sicherung des englischen Besitzes in Asien gegen Rußland ist ein Augenblickserfolg, der mit der gleichzeitigen Stärkung des japanischen Imperialismus vielleicht doch zu teuer bezahlt worden ist. Immerhin hat England durch den Abschluß dieser Allianz bewiesen, daß es vor keiner Möglichkeit zurückschreckt, wenn es seinen politischen Vorteil gilt, und daraus können wir für uns eine gute Lehre ziehen, denn wir sind immer noch viel zu ängstlich, künftige politische Bündnisse ins Auge zu fassen, die Großmächten unangenehm sein würden, die momentan in guten Beziehungen zu uns stehn. Jedenfalls ist es aber eine Pflicht der deutschen Presse, die in auswärtigen Angelegenheiten so wenig geschulte deutsche öffentliche Meinung darüber aufzuklären, daß jeder souveräne Staat in der Politik eine Schachfigur ist, die für und gegen uns gezogen werden kann, und daß darum kein einziger als *quantité négligeable* von uns behandelt werden darf.

Alles, was dazu beitragen kann, uns unsern westlichen Nachbarn näher zu bringen, verdient also die vollste Berücksichtigung. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß einer der ersten französischen Journalisten in dem vornehmen und einflußreichen Pariser Figaro^{*)} vor einiger Zeit persönliche Reiseberichte aus Deutschland veröffentlicht, die in alle Gebiete unsers nationalen Lebens Einblicke eröffnen. Seine Schilderungen haben ganz den Charakter einer modernen Germania. Wie einst Tacitus die Tugenden sowohl als die Laster unsrer Vorfäter in übertriebnem Relief dargestellt hat, so verfährt jetzt M. Jules Huret, und auch er unterstreicht mehr unsere Vorzüge und empfiehlt

^{*)} Le Figaro, 27. Juli 1906 und folgende Nummern: En Allemagne.

sie seinen Landsleuten zur Nacheiferung. Da die noch nicht abgeschlossenen Artikel später in Buchform erscheinen sollen, werden die Huret'schen Gedanken, die schon jetzt in den maßgebenden Kreisen Berlins mit Eifer diskutiert werden, bald auch einem größern Leserkreise zugänglich sein:

Huret, der in frühern Jahren Nordamerika bereist und ein zweibändiges vortreffliches Werk*) über die Vereinigten Staaten geschrieben hat, resumiert seinen Gesamteindruck über das Deutsche Reich dahin, es gleiche fast in allen Punkten der Union. Das Deutschland Werthers und Moltkes sei tot, und was sich gegenwärtig dem Beobachter biete, sei der staunenswerte Aufschwung einer alten armen Rasse, der das Schicksal gelächelt habe, und die sich nun, zunächst mit Überraschung und dann mit Feuereifer, an die Arbeit begeben, sich mit kühnstem Wagemut in die modernsten Unternehmungen und Spekulationen gestürzt habe und auf dem Wege sei, sich allen Luxus der Welt zu eigen zu machen. Daß die Franzosen es waren, die seit den Tagen des Dreißigjährigen Krieges niemals Deutschland zur Ruhe kommen ließen und ihm mehr als zwanzig Angriffskriege aufzwangen, die uns immer wieder der Früchte unsers Fleißes beraubten und uns in unsre alte Armut zurückstießen, vergißt Huret zu erwähnen. Dankbar aber sollten wir ihm dafür sein, daß er den Luxus des neuen Deutschlands so scharf hervorhebt und darüber triumphiert, daß das germanische Sparta zu einem Babylon geworden sei. Eine Robe für zwölfhundert Mark sei etwas ganz gewöhnliches für die Frau eines Industriellen oder Kaufmanns in Berlin, Hamburg, Köln oder Düsseldorf, und zwanzigtausend Mark jährlich für Toiletten auszugeben halte sie keineswegs für exzentrisch. Eine geradezu frivole Verschwendung könne man in den „erstklassigen“ Hotels der großen deutschen Städte beobachten. Die Arbeiter seien ebenso leichtsinnig im Geldausgeben wie die Kapitalisten. Die sich nicht nur Sonntags, sondern auch an Wochentagen äußernde Vergnügungssucht der großen Massen finde in der Welt nicht ihresgleichen. Der Arbeiter, der kleine Kaufmann oder der Angestellte gebe alles aus, was er verdiene, und zwar fast nur für Komfort und Vergnügen.

Von feiner Beobachtungsgabe zeugt eine Bemerkung: der Deutsche lasse die Natur an seinem Luxus teilnehmen, denn er liebe sie um ihrer selbst willen, während der Franzose sie hauptsächlich als ein Dekorationsmotiv ansehe, und deshalb habe der pedantische Preuße bei seinen Park- und Gartenanlagen die Disziplin der Natur geopfert, während von Vendôme die Wälder parademäßig ausgerichtet seien. In der Tat braucht man nur ein Landschaftsbild mit Viehstaffage von einem deutschen Meister mit dem eines französischen zu vergleichen, wenn man dieselbe Beobachtung machen will. Der Franzose malt Natur und Vieh als eine Harmonie von Farbenflecken, während der Deutsche mit liebe-

*) Jules Huret, *En Amérique*, t. I. De New-York à la Nouvelle-Orléans; t. II. De San Francisco au Canada. Paris, Bibliothèque Charpentier.

vollem Verständnis den Charakter einer jeden Landschaft und den individuellen Ausdruck eines jeden Tieres zur Geltung zu bringen pflegt. Daß Huret auch in dieser Liebe zur Natur verwandte Züge mit Amerika hätte entdecken können, liegt nahe, wenn man an Thoreaus „Walden“ und an Roosevelts Jagdschilderungen denkt. Zu leugnen ist allerdings nicht, daß viele Deutsche jetzt ebenso *faiseurs d'argent* und *parcoureurs de mondes* sind wie die Yankee's.

Sehr gefallen haben Huret die Ruhe und Ordnung in den Städten. Zwei Klassen von Städten müsse man jedoch unterscheiden, meint er: die alten, zurückgebliebenen, die keine Trambahnen, keine hohen Häuser, keine modernen Hotels und keine hygienischen Einrichtungen hätten, wie z. B. Göttingen oder Schwerin, und die neuen Städte, in denen elektrische Bahnen nach allen Seiten führen, in denen die alten Häuserviertel schonungslos niedergedrückt, herrliche breite Straßen gebaut und Häuser errichtet würden, in denen die letzten Erfindungen des anspruchsvollsten Luxus zu finden seien, wie Berlin, Leipzig, Köln, Frankfurt. Jede Stadt lasse sich in zwei Hälften einteilen: eine für die Arbeit und eine für die Wohnungen. Wenn man aus dem Bahnhof heraustrete, würde man immer bald zwei charakteristische Merkmale der deutschen Städte sehen: die elektrischen Bahnen und die Statuen von Wilhelm dem Ersten und von Bismarck. Am Anfange seiner Reise habe er eine Sammlung dieser Denkmäler auf Postkarten angelegt, aber er habe es aufgeben müssen, denn es seien zu viele. Überhaupt fehle Deutschland nichts mehr als schöne Statuen, denn die jetzigen seien fast alle barbarisch zu nennen. Das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten in Berlin scheint er allerdings nicht gesehen zu haben, denn er erwähnt es mit keinem Worte. Daß sich unter der Massenproduktion von Denkmälern, der wir jetzt anheimgefallen sind, auch minderwertige Kunstzeugnisse befinden, ist erklärlich, und auch in Paris kann man Geschmacklosigkeiten in Erz und Marmor sehen.

Anerkennenswert ist, daß Huret nicht nur Berlin, Frankfurt, Hamburg und Köln, sondern auch Göttingen, Offenbach, Mainz, Düsseldorf, Barmen, Krefeld, Elberfeld, Bremen, Hannover, Kiel, Schwerin, Danzig und Königsberg besucht hat. Er hat dadurch einen Einblick in das deutsche Leben gewonnen und ist zu der Erkenntnis gekommen, wie gut es für ein Land ist, wenn viele Städte nebeneinander emporblühen, anstatt daß, wie in Frankreich, sich nur die Kapitale entwickelt, während alle andern ausgesprochne Provinzstädte bleiben. Insbesondere ist ihm auch der Unterschied zwischen den deutschen Bürgermeistern und den französischen *maires* aufgefallen, und er gibt jenen den Vorzug. Die *maires* seien nicht bezahlt, nähmen ihre Stelle nur des persönlichen Ruhmes wegen an, widmeten insolgedessen diesem Berufe nur ihre überflüssige Zeit und seien, da sie auf kurze Zeit gewählt seien, immer darauf bedacht, ihren Wählern zu gefallen und alle Welt zu befriedigen. Die Ämter würden von ihnen nur an solche vergeben, die von den einflussreichsten Wählern empfohlen würden. Der Bürgermeister sei dagegen ein bezahlter Beamter, der auf lange Jahre oder auf Lebenszeit ernannt, in der Regel nicht aus der betreffenden Stadt gebürtig und

deshalb unabhängig von den Parteiungen und privaten Einflüssen sei. Da sich die Bürgermeister mit Politik nicht beschäftigen dürften, außer wenn sie zugleich Abgeordnete wären, so könnten sie ihre ganze Arbeitskraft dafür verwenden, die ihnen anvertraute Stadt wirtschaftlich vorwärts zu bringen. Darum herrsche in den städtischen Verwaltungen Deutschlands eine Ordnung und eine Disziplin, wie sie in Frankreich fast unbekannt seien, wodurch aber dem Leben der Bürger Regelmäßigkeit und Sicherheit gewährleistet würden.

Die deutsche Disziplin hat Huret gewaltig imponiert, und er sieht in ihr mit Recht die innere Ursache unsrer Überlegenheit über seine Landsleute. In Deutschland tue der geringste Beamte oder Angestellte seine Pflicht, auch wenn der Vorgesetzte nicht anwesend sei, während man in Frankreich immer den Eindruck habe, que tout le monde s'en fiche. Er selbst habe die Erfahrung an sich gemacht, wie die Disziplin wirke. Unmöglich sei es zum Beispiel, auf einem Bahnhof eine Treppe zum Ausgang zu benutzen, an der „Eingang“ stehe, und umgekehrt. So habe er sich eines Tages in der Abfahrt seines Zuges geirrt und habe, obgleich er auf dem direkten Wege nur wenig Meter von seinem Zuge entfernt gewesen sei, durch Tunneln und Treppen einen langen Umweg machen müssen, sodaß der Zug vor seiner Nase abgefahren sei. An diesem Tage habe er die Disziplin verflucht, aber jetzt habe er längst begriffen, wie segensreich die feste, unabänderliche Regel sei, und bald werde er genau so darüber denken wie die sechzig Millionen Untertanen Kaiser Wilhelms. Den Fremden fielen zunächst nur die äußere Form der Disziplin unangenehm auf: die stramme Haltung sogar alter Untergebner vor ganz jungen Vorgesetzten, das barbarische Hackenzusammenschlagen bei einem erteilten Auftrag oder beim Abschied und der rauhe Verkehrston aller Beamten gegenüber dem Publikum, aber die günstigen Folgen dieser Disziplin seien so staunenswert, daß er sich nicht nur mit ihr ausgesöhnt, sondern sie für jeden modernen Staat für die unerläßliche Bedingung öffentlicher Ordnung und wirtschaftlichen Gedeihens halte. Nirgends sei infolge dieser Disziplin die Sicherheit und die Pünktlichkeit der Eisenbahnen, der Post, der Telegraphen und Telephone größer als in Deutschland. Die Wilddieberei, die in Frankreich wie eine Pest herrsche, sei bei uns fast unbekannt, und überall habe er den herrlichsten Wildstand beobachten können. Der Generalzolldirektor in Hamburg habe ihm gesagt, daß beim Hamburgischen Freihafen, der zwölf Kilometer im Umfang habe, und worin 15000 Arbeiter täglich beschäftigt würden, so gut wie keine Schmuggelereien vorkämen. Wolle man aber in Marseille einen Freihafen einrichten, so würden die Schmuggler gewiß ein Syndikat bilden! Die Disziplin herrsche eben außer bei den Beamten auch bei allen Privatangestellten, in den großen Bankhäusern, Fabriken, Bergwerken, industriellen und kaufmännischen Unternehmungen, ja sogar bei den drei Millionen Sozialdemokraten, die von Bebel wie von einem absoluten Souverän beherrscht würden, der trotz aller Versuche, die Partei zu teilen, seine Tyrannei festgehalten habe und allen andern Genossen seinen Willen aufzwingt. Der Despotismus des

Arbeiterherzogs Bebel sei die Rehrseite der sonst so heilsamen und wohlthätigen Disziplin, aber auch hier bewahrheite sich nur die alte Regel: Wo viel Licht, da ist auch viel Schatten, und an dem Segen der Disziplin könne niemand zweifeln, der längere Zeit in Deutschland gelebt habe.

Sehr interessant sind die Ausführungen über le caractère et les mœurs und über les manières et les habitudes. Natürlich sind dabei allerlei Irrtümer mit untergelaufen, weil einzelne Beobachtungen verallgemeinert worden sind. Huret meint, in keinem andern Lande, mit Ausnahme Rußlands, setze man so oft den Hut ab wie in Deutschland. Man tue es sogar in Restaurants und Hotelvestibülen. Niemals werde ein Deutscher eine Visite machen mit dem Hut in der Hand, sondern ihn immer im Vorzimmer lassen. Daß man bei allen offiziellen Besuchen gerade umgekehrt verfährt, scheint ihm entgangen zu sein. Angenehm aufgefallen sind ihm die Höflichkeit und die Gefälligkeit der Deutschen. Eine Ausnahme hiervon machten nur die Beamten, die früher Unteroffiziere gewesen seien. Doch habe er diesen gegenüber ein wirksames Mittel angewandt und sie laut angefahren, wenn sie nicht in den richtigen Grenzen blieben. Das habe immer gewirkt, denn laut zu sprechen wagten in Deutschland nur die Aristokraten und die Offiziere. Für einen Franzosen sei diese Ausnahmestellung der herrschenden Klassen besonders auffallend. So habe er beobachtet, wie in einem Laden eine Frau aus dem Volke eine Bestellung gemacht habe und von einem Kommiss bedient worden sei. Währenddessen sei eine Dame eingetreten, habe sich sofort an den Kommiss gewandt, und dieser habe seine erste Kundin verlassen und die Dame zuerst bedient. Und alle drei hätten den Ausdruck gehabt, als ob das ganz natürlich wäre.

Die persönliche Freiheit findet Huret besonders durch die polizeiliche Meldepflicht sehr beschränkt. Allerdings habe diese Maßregel auch eine gute Seite, denn jeder Brief gelange schließlich an den Adressaten. Unerklärlich findet er es, daß die Kirchen und die Museen so oft geschlossen sind. Komisch waren für ihn anfangs die Vorstellungen. In Kissingen sei einmal ein junger Mann an seinen Tisch gekommen und habe gleich gesagt: Mein Name ist Müller. Er habe sich nicht enthalten können zu antworten: Qu'est-ce que vous voulez que ça me fasse? Huret hat hier nicht so unrecht, denn das ewige Vorstellen bei uns ist einer großen Nation, die wir jetzt geworden sind, wenig würdig und ist ein Überbleibsel aus der traurigen Zeit unsrer Kleinstaaterie, das wir uns endlich abgewöhnen sollten. Das englische System, wo alle zu derselben Gesellschaft geladnen Gäste eo ipso einander vorgestellt sind, und wo man sich auf Reisen und in Restaurants niemals gegenseitig vorstellt, ist entschieden vorzuziehen.

Der hierarchische Respekt, der von den Kasernen in das öffentliche Leben übergegangen sei, hat Huret sehr mißfallen. Die alte Frau eines Obersten habe sich sofort erhoben und ihren Platz einer ganz jungen Generalsfrau eingeräumt, die später gekommen sei. Dieselbe Etikette herrsche in Beamten- und sogar in Universitätskreisen. Auch sei der Einfluß der deutschen Frauen

viel größer, als man gewöhnlich denke. Es sei keine Ausnahme, daß die Karriere eines jungen Offiziers oder Beamten plötzlich ihr Ende erreiche, weil er der Frau irgendeines Vorgesetzten mißfallen habe.

Was ihn am wohlthuendsten bei uns berührt habe, sei unsre liebenswürdige Einfachheit beim Empfange von Fremden. Man habe ihm gesagt, die Deutschen seien so nur gegen die Franzosen, weil sie diesen zeigen wollten, daß sie nicht nur raube Krieger, sondern auch feingebildete Kulturmenschen seien. Aber der Unterschied zwischen Deutschland und England sei in dieser Hinsicht doch so groß, daß, wenn er die Wahl habe, ob er in einer deutschen oder in einer englischen Stadt, wo er niemand kenne, wohnen wolle, jedenfalls nicht die ungestaltliche und egoistische englische wählen würde. Dies Urteil Hurets ist deshalb besonders charakteristisch, weil er sonst immer die Partei Englands gegen uns nimmt und immer wieder hervorhebt, wie Deutschlands Emporblühen England schade. Über die wunderbaren Einrichtungen unsrer Eisenbahnen, insbesondere über die Heiz- und Lüftungsvorrichtungen der Waggons und die mathematische Regelmäßigkeit des Dienstes ist er des Lobes voll und denkt mit Trauer an die schrecklichen Zustände in Frankreich, wo, abgesehen von einigen Luxuszügen, noch dieselben vorsündflutlichen Einrichtungen herrschen wie vor fünfzig Jahren, und wo der Schlendrian im Dienste trotz aller Bemühungen nicht zu beseitigen ist.

Eine der Tatsachen, die ihn am meisten in Erstaunen gesetzt hat, ist die fast absolute Unwissenheit des Mittelstandes und der Kaufleute in bezug auf die innere und auswärtige Politik und auf die politischen Organisationen des Deutschen Reiches. Vieles, was er darüber sagt, ist sehr beherzigenswert, denn in der Tat muß hier Abhilfe geschafft werden.

In einer großen Stadt Westfalens habe er eines Abends mit hochgebildeten Männern über die Machtbefugnisse des Kaisers und über die Zuständigkeit verschiedener Behörden diskutiert. Er hätte vorher gerade die Reichsverfassung gelesen und habe alle seine Gegner aufs trockne gesetzt, die ohne Ausnahme nichts davon gewußt hätten. Diese außerordentliche Indifferenz und Unwissenheit erklärten für ihn hinreichend den politischen Schlaf Deutschlands. In den Städten werde die Verwaltung fast ausschließlich von Bürgermeistern geführt, die die Gesetze genau kennten. Jeder wende sich an sie, und niemand habe ein Interesse, diese Verwaltungsgesetze zu studieren. Genau so sei es mit der Reichsverfassung. Man wisse, daß trotz allem der Kaiser der Herr sei und immer das letzte Wort habe. Diese Idee beherrsche die Geister und töte das politische Leben des Landes, denn von Natur sei der Deutsche zum Widerspruch geneigt, wenn sich ihm die Möglichkeit dazu biete. Und wenn einmal die Disziplin nachlasse, würde man bald eine teutonische Duma haben. Mais la garde veille, fügt er resigniert hinzu.

Daß in der Tat bei uns so wenig Interesse für Politik vorhanden ist, und daß insonderheit unsre auswärtigen Beziehungen so gänzlich den Diplomaten

überlassen werden, ist einer Großmacht, die mit jedem Tage mehr eine Weltmacht wird, höchst unwürdig, und was der Abgeordnete Bassermann hierüber vor kurzem gesagt hat, trifft den Nagel auf den Kopf. Eine nationale Politik großen Stils wird jedenfalls erst dann möglich sein, wenn sich nicht nur die Regierung, sondern weite Kreise des Volkes, wie in England, mit diesen Fragen beschäftigen und für sie eintreten. Der jetzige Zustand, wo Entscheidungen, wie die Schwenkung in der Marokkoaffäre, unternommen werden können, ohne daß sich die gebildeten Teile der Bevölkerung überhaupt klar geworden sind, worum es sich eigentlich handelt, steht so außer Verhältnis zu dem gewaltigen Aufschwunge unsers Vaterlandes und birgt so schwere Gefahren in sich, daß es geradezu eine Pflicht der patriotischen Presse ist, systematisch die Aufklärung ihrer Leser über auswärtige Politik in die Hand zu nehmen, wie es England seit Jahrhunderten getan hat, und wie es jetzt die Vereinigten Staaten, Frankreich und Italien tun.

In andern Dingen sei dagegen, meint Hurvet, das fast absolutistisch regierte Deutsche Reich ein Muster für Frankreich in bezug auf vernünftigen und weisen Demokratismus. Die Sonntagsruhe, die jetzt erst in Frankreich eingeführt werde, herrsche seit Jahren in Deutschland, und zwar nicht in der puritanischen englischen Form, sondern als wirkliche Erholung des arbeitenden Volkes. Alles geschehe, um die Erholung billig und praktisch zu gestalten. Für wenige Groschen könne man mit den Trambahnen, Dampfschiffen oder Eisenbahnen die Umgebung der großen Städte erreichen, während zum Beispiel ein Retourbillet für die sechs Kilometer lange Strecke Paris—Asnières zweiundzwanzig Sous koste, also nur für wohlhabende Leute in Betracht komme.

Die Stellung der Frau findet er besser als in Frankreich. Sie würde mehr respektiert, habe aber allerdings auf das äußere Leben wenig Einfluß. Er wundert sich über die vielen Frauen, die auf den deutschen Universitäten studieren.

Das Trinkgelderwesen in Deutschland hält er für eine große Plage, zum Teil auch für eine Geschmacklosigkeit. Nach jedem Essen und jeder Fahrt müsse man ein Trinkgeld geben, oft unter den Augen des Herrn des betreffenden Dienstboten. In Hamburg habe er es erlebt, daß eine Dame von einer Freundin in deren Wagen nach Hause begleitet worden sei und vor dieser dem Kutscher ein Trinkgeld in die Hand gedrückt habe. Infolge solcher Sitten würden die Domestiken der Privatfamilien gerade solche Bettler wie die Kellner in den Restaurants und die Angestellten in den Hotels. Es sei schon so weit gekommen, daß sich die Domestiken nach dem Fortgange der Gäste über die einzelnen Trinkgelder unterhielten und die Gäste danach in ihrem Werturteil rangierten. Als Abhilfe schlägt er vor, nur einmal im Jahre, zu Weihnachten oder zu Neujahr, Trinkgelder in den befreundeten Familien zu geben. Noch besser wäre es wohl, wenn man das Prinzip einiger Familien allgemein durchsetzen und den Dienstboten jede Annahme von Trinkgeldern untersagen könnte. Denn es muß doch einen Unterschied machen, ob ich in einem Privat-

hause oder in einem Restaurant esse. Der Restaurateur richtet die Bezahlung seiner Kellner nach der Höhe der zu erwartenden Trinkgelber, aber der Privatmann kann es doch unmöglich zugeben, daß seine Dienstboten mehr Trinkgelber kriegen, als er ihnen Lohn zahlt, wie es leider in vielen Berliner Familien, die ein großes Haus machen, der Fall ist.

Die deutsche Küche findet selbstverständlich keine Gnade vor den Augen des Franzosen. In den wenigen Hotels, wo man gut esse, seien die Köche Franzosen oder doch in Frankreich ausgebildet. Für den Ausländer sei es besonders unangenehm, daß die besten Gerichte durch barbarische Zutaten ungeschmackhaft gemacht würden. So würden die Obsttörtchen mit einem schrecklichen gelben Creme bedeckt, der mit Arabesken geschmückt sei. Der deutsche Kohl werde mit einem sonst ganz guten Fleischragout zusammengekocht und mache es auf diese Weise ungenießbar. Salat werde mit Sahne und Zucker angerichtet. Die Weine seien schlecht gepflegt, gemischt, gewürzt und parfümiert. Der feinste Kognak, den der Franzose nur in ganz kleinen Zügen trinke, und der seinen wahren Wert erst erhalte, wenn die ätherischen Bestandteile durch die Wärme der das Glas umschließenden Hand entwickelt worden seien, werde in großen, mit Eis gefüllten und noch mit den Resten des Eiswassers angefüllten Gläsern serviert und auf einen Zug hinuntergegossen. Die Deutschen verdienten noch nichts anderes als ihren Korn- und Kartoffelschnaps. Dabei ist denn doch zur Steuer der Wahrheit zu bemerken, daß die eben geschilderte Gewohnheit keine deutsche, sondern aus Newyork importiert ist. Daß wir diese Mode kritiklos angenommen haben, liegt allerdings in unsrer Neigung, fremde Sitten nachzuahmen.

Ertaunt ist Hure darüber, wie viel mehr der Durchschnittsdeutsche an einem Tage isst als der Franzose. Um zu zeigen, daß sich das auch auf die untersten Klassen beziehe, gibt er ein Beispiel, das nicht ohne sozialpolitisches Interesse ist. Die Essensstunden und Menus eines rheinischen Arbeiters habe er wie folgt festgestellt: um 6 Uhr Morgens mehrere Brotschnitte mit Apfelmarmelade und Milchkaffee; um 9 Uhr: Brot mit Schweineschmalz und mehrere Gläser Bier; um 12 oder 1 Uhr die Hauptmahlzeit: eine dicke Suppe, Fleisch, Gemüse, Bier, Kaffee, kein Brot; um 4 Uhr: Schwarzbrot mit Apfelmarmelade oder Fett; um 6 Uhr dasselbe; um 8 Uhr Abendessen: Gemüse und Fleisch. Auch sonst sei für die Arbeiter, ganz abgesehen von den idealen Versicherungsgesetzen, so viel getan, daß ihre Lebenshaltung keineswegs beklagenswert sei, und daß die Sozialdemokratie eigentlich kaum noch Berechtigung habe. Die meisten Unternehmungen hätten vorzügliche Wohnungen für ihre Arbeiter gebaut und ihnen teilweise sogar einen gewissen Anteil am Reingewinn gewährt, wenn die Arbeiter Spareinlagen bei ihnen machen. In den großen Städten habe er Volksbadeanstalten gesehen, wo man für 15 Pfennige baden könne. Wann werde der Tag kommen, wo französische Städte daran dächten, derartige hygienische Einrichtungen zu schaffen! Bei den Mittelklassen sei das Vereins-

wesen in ganz unglaublicher Weise ausgebildet. In Bremen, einer Stadt von 215000 Einwohnern, gebe es 312 Vereine, darunter 15 Stenographie-, 51 Gefangens-, 8 Instrumentalmusik-, 20 Turn- und 20 Kriegervereine.

Den deutschen Pädagogen widmet Huret ein ganzes Kapitel, um ihre weltbekannte Überlegenheit über alle andern in das rechte Licht zu rücken. Alle Bedingungen seien so gestaltet, daß das bestmögliche Resultat erreicht werden müsse. Schon äußerlich betrachtet sei die deutsche Schule ein Muster von Hygiene und Reinlichkeit, und die Gewöhnung hieran und die unerbittliche Schuldisziplin sei ein Schatz, den die Schüler für ihr ganzes Leben aus der Schule mitnähmen. Die innere Arbeit der vielen Schulen, die er besucht habe, sei geradezu musterhaft. Überall herrsche das für den Lehrer so anstrengende Fragesystem, während sich in Frankreich der Lehrer fast ganz mit dem Vortrage des Lehrstoffes begnüge. Auf die Individualität eines jeden Schülers werde vom Lehrer eingegangen und immer erst dann zu einem neuen Thema übergegangen, wenn das alte von allen Schülern begriffen worden sei. Sehr bedenklich aber sei es, daß den Schülern so viel Religion und keine Philosophie gelehrt werde. Auch die Universitäten Preußens würden von religiösen Einflüssen beherrscht, und deshalb würde z. B. der „große Biologe“ Häckel nicht an die Berliner Universität berufen! Unbestreitbar aber sei, daß der Siegeslauf, den deutsche Industrie, Handel und Schifffahrt genommen haben, zum großen Teile der „erstklassigen“ Ausbildung der Deutschen auf den wissenschaftlichen und auf den Fachschulen zu verdanken sei. Bewundernswert sei auch das deutsche System der Verbindung von Theorie und Praxis, wonach die jungen Techniker der Hochschulen zunächst auf dem von ihnen gewählten Gebiete praktisch tätig sein müssen, ehe ihre Ausbildung als vollendet betrachtet wird, während in Frankreich noch die graue Theorie Alleinherrscherin sei und es vorkomme, daß ein Mineningenieur noch niemals in einem Bergwerk gewesen sei.



für die Reichshauptstadt

2



öchst abenteuerliche Vorstellungen von dem in den Berliner Vergnügungen herrschenden Geiste sind im Lande weit verbreitet, als wären sie — hier etwas feiner, dort etwas gröber — wahre Orgien moralischer Leichtlebigkeit. Daß in einer Riesenstadt Ausschreitungen auf diesem Gebiete vorkommen, kann niemand wundern. In einem Milieu, wo oft genug große Reichtümer im Handumdrehn erworben werden, werden die Parvenus niemals aussterben und ebensowenig ihre unangenehmen Gepflogenheiten. In der Tat, es gibt Kreise